Nach dem Stollen! fuhr es dem Steiger durch den Kopf. Sie kennt ihn, sie kennt den alten Schacht mit dem Wasser. Sie will ihrem Dasein ein Ende bereiten! „Behnsen! Feldmann!“ bat er die Bergleute, „kommt mit mir. Meiner Frau ist ein Unglück geschehen!“

Keuchend erreichten die Männer den Stollen. Sie holten. Grubenlampen aus dem Geräteraum und riefen den Wächter; der hatte den Ofen des großen Trockentraumes geheizt und nichts von der Frau gesehen. Doch am Stolleneingang zwischen den schmalen Schienen der Grubenbahn fanden sie die Spuren des kleinen Fußes. Die Männer hasteten im niederen Gang vorwärts. Vierhundert Meter weiter hörten die Abdrücke auf, denn unter den Schienen lag glatter Sandstein. Der Steiger rief durch die hohlen Hände den Namen der Frau; hundertfach brach sich das Echo und rollte durch die verschlungenen Gänge. Niemand antwortete. Sie eilten weiter den Stollen entlang und kamen zum alten wassergefüllten Schacht. Sein lehmig-gelber Spiegel lag unbeweglich. Der harte Stollenboden ließ keine Spur erkennen. Die Männer starrten sich ratlos an. „Auspumpen!“ unterbrach endlich der alte Behnsen das lastende Schweigen. Die anderen verstanden ihn. Sie eilten den Stollen zurück zum Gerätelager, wo die große viergriffige Handpumpe stand; sie brachten sie auf einem Grubenhund zum versoffenen Schacht. Die Männer arbeiteten stundenlang, die halbe Nacht hindurch. Als das Saugrohr kein Wasser mehr fand, ließen sie den Steiger am Drahtseil in die Tiefe. Er suchte lange; er kroch zwischen die halbeingestürzten Verstrebungen, er stieß sich den Kopf, riß sich die Hände blutig. Er fand keine Leiche. „Sie lebt, sie muß leben!“ jubelte es in ihm.

Die Männer ließen den Wächter am Schacht zurück und suchten in den verzweigten Stollen weiter. Endlich, nach Stunden, fanden sie die Frau. Sie lag besinnungslos im Kopfstück eines Seitenstollens und auf ihrer Stirn klebte geronnenes Blut. Sie mußte im Dunkeln vom Hauptstollen abgekommen sein, und das niedrige Gestein der Decke war der Gehetzten zur Rettung geworden. Der Steiger trug sie auf seinen Armen ins Haus hinunter . . .

Wochen vergingen, bis die Zeit der Frau die Genesung brachte und Sonnenschein und Glück im Steigerhaus einkehrten. Da kam auch zu Hans Heller ein Brief: „Du hast mir die Frau nehmen wollen und hast sie mir dadurch erst gegeben. Ich kann Dir nicht zürnen.“

—⊙—

Der Ueberflüssige

Skizze von Erwin Sedding.

Als sie ihm sagten, daß er entlassen sei, lächelte er.

„Warum lächelst du?“ fragte Mora.

Fabian nahm seinen Hut. Im Hoftor war es dunkel und kühl, aber draußen auf der Straße lag warmes Licht. Fabian schritt in dieses warme Licht.

Plötzlich hörte er, daß jemand hinter ihm herlief. Trocken klang das grobe Pflaster unter den kleinen, schnellen Schritten auf. „Wie lustig ist das!“ dachte der Mann.

„Da verstellte ihm die Mora den Weg. „Du sollst mir antworten, du!“

Fabian war fast erschrocken. Er sah die atmende Brust des Mädchens, ihre jungen, etwas trotzigen Lippen und die festen, sonnengebräunten Hände, die seinen Arm gepackt hatten.

Und wieder mußte er lächeln. „Das klingt, als wolltest du mir drohen, Mora?!“

Sie verzog den Mund, daß er einen Streifen ihrer weißen Zähne sehen konnte: „Vielleicht! — Vielleicht bin ich auch nur neugierig.“

Fabian nickte. Er war sehr zufrieden. Langsam schritten sie die Straße hinab.

„Mein Vater hatte einen Hund,“ sagte er nach kurzem Besinnen. „Ich liebte die Dogge wie nichts auf der Welt. Als sie krank wurde, sagte ich: „Gol wird sterben“. Niemand glaubte daran; auch der Tierarzt nicht. Dann starb Gol. Alle weinten. Nur ich bin froh gewesen. Weil ich doch recht behalten hatte, nicht wahr?“

Mora schwieg.

„Daß sie mich heute fortschickten, ist dasselbe. Es ist nichts Neues für mich, keine Ueberraschung. Ich bin eben — —“

Fabian machte eine hilflose Bewegung mit der Hand, als suche er nach einem Wort. Dann verstummte er.

Die Straße wurde nach und nach ländlicher. Zwischen den weinumrankten Häuschen, die selbstzufrieden im Grün ihrer Obstpflanzungen standen, machten sich Schrebergärten breit und Plätze, auf denen die Jungen Fußball spielten. Am Westhimmel schwamm eine Wolke.

„Irgendwo in der Bibel ist von den Lauen die Rede und daß der Herr sie ausspeien wird aus seinem Munde,“ fuhr Fabian fort. „Dies ist die einzige Stelle der Heiligen Schrift, die ich wahrhaft begriffen habe. Lau, das heißt doch: entbehrlich. Ein Mensch, der ersetzt werden kann, wenn er einmal verloren geht. Und so einer bin ich, Mora.“

Er schlug mit seinem Stock in das Gras. Von den Löwenzahnstengeln, die getroffen umsanken, lösten sich ein Schwarm gefiederter Samenkörnchen. Das Mädchen schaute dem Flug der kleinen Fruchtträger nach, die der Abendwind über die Zäune hob.

„Weißt du das bestimmt —?“

„Ja.“

Die Wolke war jetzt kupferrot geworden. Ein Bahndamm schlängelte sich aus der Vorstadt auf die Felder hinaus. Fabian hielt den Kopf gesenkt und vergaß, daß er zu einer Fremden sprach.

„Das vom Nützlich-sein-wollen ist nämlich Unsinn. Man muß auch nützlich sein können! Wer immer auf der letzten Bank sitzt, den beachtet man nicht. Wer so Mittelmäßiges leistet wie jeder Beliebige, um den grämt sich niemand. Solche Menschen werden entlassen, weißt du? Von der Arbeit, vom Glück — überhaupt: entlassen.“

„Und dann —?“

Fabian zögerte. Er schaute fort: „Dann erinnert man sich, was die Naturgeschichte in solchen Fällen lehrt.“

Mora blieb stehen: „Robby wartete auf mich. Er ist erst fünf Jahre alt und den ganzen Tag allein. Grüß Gott, Fabian!“

Fabian bezwang seine Ueberraschung. Er begriff. Mora hatte einen Bruder. Pflichten, vielleicht Sorgen. Das Bahnwärterhäuschen, vor dem sie standen, war ihre Heimat.

„Weiter willst du mir nichts sagen?“ fragte er müde.

„Wozu?“ entgegnete sie. „Du weißt doch, was die Naturgeschichte behauptet! Daß kein Staubkorn unter der Sonne ist, dem nicht eine besondere Bedeutung gegeben wäre, und infolgedessen auch kein Mensch, der nutzlos dahinlebte.“

Und dann war sie verschwunden.

Fabian zuckte die Achseln. Er hätte es voraussehen sollen, daß sie ihn verspotten würde. Die Mädchen sind nicht anders. Auch die nicht, die so schöne Augen haben wie Mora.

Moras Augen konnte man nur mit einem Brunnen vergleichen. Fabian hatte jedesmal das Empfinden, als sinke er in einen tiefen Schacht, wenn er sie ansah. Immer tiefer und tiefer und ohne je an den Grund zu kommen. Das quälte ihn.

Er setzte sich an die Böschung. Die Gleise blitzten im Sonnenlicht. „Wenn du willst, helfen wir dir,“ sagten sie.

Ein Schmetterling torkelte durch den lauen Abend. Von fern her kam ein Zug. Sein Rauch war bleifarben wie der Nebel, der am Horizont aufstand. Fabian wartete.

Plötzlich weiteten sich seine Augen. Mit jähem Sprung stand er auf den Beinen. An der Kurve, wenige hundert Schritte von ihm entfernt, war etwas Lebendiges zwischen den Schienen! Eine Sekunde lang noch starrte Fabian auf diesen Fleck, dann stürzte er vor.

Er lief ohne Besinnung. Alle Gedanken, die eben sein Hirn bestürmt hatten, waren vergessen. Sein Kopf schien plötzlich leer. Nur das Herz fühlte er noch. Und die Lungen, die seine Brust sprengen wollten.

Die Wagenkette wurde sichtbar und wuchs jetzt mit grauenhafter Geschwindigkeit. Fabian nahm im Sprung zwei, drei Schwellen auf einmal. Er rannte mit zusammengebissenen Zähnen. Sein Gesicht flammte, und sein Mund war verzerrt.

Schon hörte er das Knallen der Räder. Sah ein Kind vor sich hocken; Arme, die ihn ängstlich abwehren wollten. Seine Knie wurden schwach. Sekunden noch, dann mußte die Maschine ihn niederwerfen.

Zuletzt ahnte er nicht, ob das Unglaubliche gelungen war. Er taumelte den Hang hinunter, stolperte und blieb liegen. Die Welt wurde ganz still. Alles Licht erlosch. Fabian träumte . . .

Dann kniete Mora neben ihm. Sie hielt den Jungen fest an sich gepreßt und hatte große seltsam starre Augen. Auf einmal konnte Fabian bis auf den Grund dieser Augen sehen.

Robby schwieg verwundert. Aus seiner dikken Kinderfaust baumelte eine Butterblume. Ein armseliges, halbvertrocknetes Ding, das dort oben zwischen den Gleisen genuchert haben mochte. Plötzlich streckte er sie dem fremden Mann entgegen und erklärte heiter:

„Die hab' ich gefunden. Das ist die schönste!“

Jetzt liefen zwei Tränen über Moras Wangen. Flink und hell. Fabian aber nahm das klebrige Unkraut in seine Rechte, betrachtete den Blütenkopf und nickte.

„Jawohl, mein Junge,“ sagte er dann mit einem tiefen Atemzug, — „das ist bestimmt die allerschönste!“

—⊙—

Die Quinten

Skizze von W. Emil Schröder.

Mit einem leisen Seufzer schlug Gerhard Fabian das Notenbuch zu und klopfte Heinz auf die Schulter: „Für heute genug, Heinz! Die Quintengriffe — nun, sagen wir es frei heraus: Deine Quinten sind entweder Quarten oder Sexten. Du hausst mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit daneben.“

Der zwölfjährige Heinz zog einen Schmollmund und kletterte zögernd vom Klavierstuhl herab. In diesem Augenblick öffnete sich mit schnellem Schwung die Tür zum Musikzimmer. Leicht, luftig wie der Frühling wehte die blonde Margrit herein. Zwischen den Zähnen eine voll erblühte Rose.

Fabian errötete kaum merklich: „Guten Tag, Fräulein Degenhard.“ Ihre Linke ergriff die Rose, die Rechte legte sich weich und schmiegsam in die weißen und schmalen Finger Fabians. Aus den braunen Augen lachte der Uebermut von achtzehn Jahren.

„Hat Heinz Sie geärgert?“ fragte sie den Hauslehrer.

Um Fabians Lippen ging ein feines Lächeln: „Das kann er gar nicht. Aber mit seinen Quinten — es ist ein reines Kreuz!“

Ueber die Ernsthaftigkeit, mit der er diese Worte sprach, brach sie in lautes Lachen aus. „Was ist an den Quinten schon arg Wichtiges dran, daß Sie ihnen sogar die Gnade Ihres Zornes angedeihen lassen?“

Fabian überhörte absichtlich den ironischen Unterton in ihrer Frage. Er trat an das noch geöffnete Instrument, seine Rechte schlug in schnellem Staktkato drei, vier Quinten aufwärts schwingend an.

„So lauschen Sie doch, wie das ausschwingt: ein Zweiklang, der Einklang zu sein scheint und es doch nicht ist. Denn in dem zarten Verklingen hört ein feines Ohr die Obertöne heraus. Das Menschenleben ist voller Quinten!“ Er sah ihr in die braunen Augen: „Wo man einen Einklang vermutet, findet das feine Ohr zwei Töne, um mehrere Stufen getrennt, und fremde Obertöne schwingen mit . . .“

Da hob auch sie den gesenkten Blick und hauchte: „Ich verstehe Sie so gut, Gerhard!“ Ihre roten Lippen näherten sich seinem Gesicht; sie reckte sich ein wenig auf den Zehen: „Ich habe Sie auch lieb, aber — fremde Obertöne schwingen mit. Sie wissen: mein Verlobter ist mir bestimmt!“

Gerhard nickte wehmütig, durch das hohe Fenster an Margrit vorüberschauend in den weiten Horizont, dessen lichtes Blau schmerzte. Ehe er sich dessen versah, brannte ein Kuß auf seinem Munde, eine Tür schnellte mit hartem Ruck ins Schloß. Er fuhr zusammen. Seine Hände zitterten ein wenig, seine Lippen murmelten: „Um mehrere Stufen getrennt.“

Langsam stieg er die breite, läuferbelegte Treppe empor zu seinem kleinen Zimmer. Mit schmerzhafter Selbstverständlichkeit packte er seine Habseligkeiten zusammen. Als der Gong zur Kaffeetafel rief, stahl er sich durch die Hinterpforte hinaus. Wie er so heimlich an den Blumenbeeten vorüberschritt, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, eine rote Rose zu brechen. Vielleicht hat ihre Hand sie berührt. —

Zögernd zog er die kleine Gittertür hinter sich zu. Dann stäubte unter seinen Füßen die langgestreckte Straße.

Vesperglockengeläut aus der Ferne.

Quinten . . . Quinten . . .

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 7 — Samstag, 18. Februar — 1928

Gurla und die Abgottschlange

Dem Leben nacherzählt von J. Held, München.

Warm, beizend stand die Luft im halbhellen, von schwermütigen Urlauten seltsam durchbebten Raum. Vorbei am Lager des königlichen Bengalen, dessen mächtige Pranken selbst in traumschwerer Rast Raublust verrieten, vorbei am Gitter des ruhelos schweifenden Schakals schritt Uscas Hünengestalt dem Gangende zu. Vor einem geräumigen Glashaus, worin ein blätterloser Baum gespenstige Arme reckte, verhielt der Neger den Schritt. Kaum berührte seine Hand den Türschieber, als schon Leben in den großen Klumpen kam, der oben im Geäst hing, einem aufgerollten Ankertau ähnlich. Ein dreieckiger Kopf auf dünnem Hals sprang vor, unheimlich weiteten sich die Pupillen in den großen Lichtern. Mit unglaublicher Behendigkeit entrollte sich das Knäuel. Ein rotbrauner, prächtig-gelbgefleckter Leib glitt gedankenschnell am Stamme nieder, und eine fünf Meter lange Abgottschlange den Kopf zum Stoß zurückschnellend, machte sich bereit, den Störenfried mit scharfen Waffen zu empfangen.

Doch Usca hatte sich vorgesehen. In der Rechten einen Reisigbesen, in der linken eine Wolldecke betrat er das Schlangenhaus, während sich das Rasseln seines ungnädigen Pfleglings, dem Zischen erboster Gänse ähnlich, verstärkte. Nun warf die Boa den Kopf vor, aber der Neger fing den Biß der furchtbaren Zähne mit seiner Wolldecke gesmackt auf. Zweimal wiederholte sich der Angriff, dann zog sich das Tier mürrisch in eine Ecke zurück, und der Schwarze ging an die Säuberung des Käfigs. Ein leises „Klick-Klack“ an den Scheiben ließ ihn sich umwenden.

Gurla, eine Inderin von kaum siebzehn Jahren, stand vor dem Glashaus, einen flachen Eierkorb im Arme haltend. Mit einem Ei pochte sie an die Glaswand, worauf die Schlange heranglitt und begehrlich züngelte. Ein Lächeln um den kinderweichen Mund, faßte Gurla das Ei mit der Futterzange, steckte es durch den Schieber und ließ es in den gierig geöffneten Rachen fallen, worauf die Boa zu ihrem Baum zurückkehrte, den Leib daran preßte und so die Schale des Eis zerdrückte. Dieser drollige Vorgang wiederholte sich, bis Gurla das letzte Ei verfüttert hatte. Dann blieb das Tier regungslos liegen, ohne von dem Neger weitere Notiz zu nehmen.

Nach beendigter Arbeit war Usca der jungen Hindu gefolgt. Sie hatte Jou-Jou, eine kleine Meerkatze, die sie aus der fernen Heimat mitgebracht, aus dem Affenhaus geholt — nun saß das bewegliche Tierchen, die dünnen Arme um Gurlas Hals gelegt, auf deren Schultern, mit spitzen Zähnen Zucker knabbernd. Eine Weile sah Usca zu, dann fragte er in tiefen Kehllauten: „Gurla heute abend wieder tanzen? Schlechte Zeit, Dea sehr tückisch.“

Die geheimnisdunklen Augen des jungen Weibes sahen ihn an. „Gurla keine Angst, Gurla gern tanzen. Musik, viel Licht, Dea ganz betäubt“, kindlich zuversichtlich lächelte die Kleine. Schon hob sich Uscas Hand in verlangender Geste, doch sank sie wieder herab, und den wolligen Schädel beugend, entfernte sich der Schwarze. Obwohl seit Jahren unter Kulturvölkern lebend, hauste im verstecktesten Winkel seiner kaum enttierten Seele doch noch der stumpfe Aberglaube an göttliche Kräfte im Schlangenleib. Doch wenn auch seine Vernunft so weit gediehen war, sich gegen Deas Angriff zu schützen, so würde er nie gewagt haben, sie zu töten. Gurla, die dem Untier Preisgegebene, um deren kindhaften Leib sich die Gefürchtete jeden Abend willig schlang, schien dem Schwarzen ein höheres Wesen, durch vertrauten Umgang mit der Abgottschlange über andere ihres Geschlechtes erhoben. —

Als nächtliches Dunkel über das weiße Zelt sank, schmückte sich die Tochter der Sonne zum Tanz. Lächelnd betrat sie die Manege, gleißendes Gold an den zarten Gelenken, der Steine sattes Farbenspiel auf der jungen Brust. Die Tarabuka begann zu wirbeln. Gurla beugte das Knie und lüftete den Deckel eines flachen Rundkorbes. Den rotbraunen kühlen Schlangenleib hob sie heraus und wand ihn in anmutigem Spiel um ihre jungen Glieder, bis Deas unheimlicher Kopf auf ihrer Schulter ruhte. Süß lockte die Klarinette. Gurla tanzte vor dem tönernen Götzenbild im bunten Wechsellicht der Scheinwerfer. Auf des Weibes samtbrauner Haut glänzte silbern der Schuppenleib. Usca schlug mit fanatisch glühendem Blick die Tarabuka . . Keiner nahm die kleine Meerkatze wahr, die, ihrem Käfig entronnen, in Sehnsucht nach ihrer Herrin plötzlich den Manegenrand entlang lief. Doch Dea, die Lüsterne, die Immerwache, begann zu zittern. Raubgierig klopfte ihre Schwanzspitze Gurlas Hüfte. Ihr häßlicher Kopf reckte sich mit flackernden Pupillen von des Mädchens Schulter. Dann geschah das Schreckliche. Eisern schlossen sich die Ringe um den Leib der Tänzerin, von deren Lippen sich ein Aechzen rang. Gurlas Füße glitten aus, der Kopf schleifte am Boden. Umsonst versuchten herbeigeeilte Wärter die tödliche Umschlingung zu lösen, sie spottete all ihrer Anstrengung.

Während der Direktor die Zuschauer aufforderte, das Zelt zu verlassen, hatte sich ein Kreis Schwarzer um Dea und ihr Opfer gebildet. Lange schon war Jou-Jou, die unschuldige Anstifterin, ins Affenhaus zurückgebracht worden, da lösten sich die Ringe der Abgottschlange. Gurlas entseelter Leib, einer gebrochenen Blüte gleich, glitt in den Sand der Manege. Während die Schlange mit Stöcken in den bereit gehaltenen Käscher gejagt wurde, nahm Usca die kleine Hindu auf seine Arme und trug sie hinaus. In all ihrem Schmuck bettete er sie auf ihr dürftiges Lager.

Die Stirn auf Gurlas Füßen, hielt er, regungslos hingekauert, die Totenwacht, bis der dunkle Wagen kam, die Schlangentänzerin abzuholen.

Dann ging er zurück, der Abgottschlange zu dienen wie bisher.

Vorfrühling

Es zog durch den Winter ein Lenzestag
mit rosig frischen Wangen,
da wurden die Frühlingsblumen wach,
sie fühlten ein sehnend Verlangen.

Es folgte dem goldigen Frühlingskind
eine Schar von sonnigen Tagen,
Schneeglöckchen und Veilchen traten geschwind
ans Licht ohne Zittern und Zagen.

Und es sang die Amsel ihr erstes Lied,
der Lenzwind hat's weitergetragen, —
und jedes Blümlein, das neu erblüht,
spricht von kommenden goldenen Tagen.

Hermann Bismarck.

Abriß eines Lebens

Skizze von Kurt Münzer.

Mein Leben — ach! Was habe ich da viel zu erzählen! Armselig, eng, kurz, wie es gewesen ist. Denn ich fühle es wohl: ich bin am Sterben . . . Was liegt Ihnen daran? Vielleicht werden Sie bereuen, es gehört zu haben. Es ist nur Armut, Elend und — Sehnsucht . . .

Wissen Sie, was meine erste Erinnerung ist? Mein Vater ist mittags aufgestanden, nach tiefem Schlaf. Als er nachts betrunken nach Haus gekommen war, hat er die Mutter, die am kalten Herde eingeschlafen war, wachgeprügelt; er hat uns vier Kinder vom Strohsack gestoßen, um sich darauf zu werfen. An diesem Mittag nimmt er mich bei der Hand, geht mit mir fort — Ich bin der Jüngste, vier Jahre alt; ich wage nicht zu weinen, die Mutter fürchtet sich zu fragen. Er geht mit mir, ein paar Straßen weit, stellt mich da an eine Ecke, gibt mir seine Mütze in die Hand und befiehlt mir, dort zu stehen, „bitte, bitte“ zu den Vorübergehenden zu sagen, die Mütze ihnen hinzuhalten.

Da steh ich nun und bettle. Das ist die erste Erinnerung meines Lebens . . . Die Leute geben mir viel, manche schimpfen, manche bücken sich, fragen mich aus. Aber ich bleibe stumm ich ängstige mich. Es ist bald viel Geld in der Mütze. Schon kommt der Vater, der beobachtend drüben stand, leert sie, stößt mich wieder an die Hauswand, läuft in eine Kneipe. Erst abends kommt er wieder. Ich hocke am Boden, weine, es ist kalt, mich hungert, niemand beachtet mich mehr, Füße treten mich. Dann nimmt Vater mich auf den Arm, stürzt mit mir hin, denn er ist wieder betrunken. Ein Auflauf. Eine Frau hebt mich hoch, ich blute . . .

So begann mein Leben.

Einmal, plötzlich, ist der Vater weg, verschwunden. Er kam nie wieder. Mutter geht waschen und Kanzleien reinigen. Es ist Krieg. Gehungert haben wir auch schon vorher. Eher geht es uns besser. Die älteste Schwester, damals neun, hilft in einer Fabrik. Ich komme auf die Schule — und da geschieht das Wunder.

Ich bin immer der Beste in der Klasse, und eines Tages kommt ein vornehmer Herr und hört dem Lehrer beim Abfragen zu, und ich werde in allen Stunden immerzu gefragt. Der fremde Herr lobt und streichelt mich. Und er fragt mich, ob ich gern recht viel lernen möchte, vielleicht auch Lehrer werden oder Doktor oder Ingenieur. Ich weiß, was das ist, ich bin jetzt bald neun Jahr alt. Ich stottere vielmals: „Ja! O so gern!“ Dann muß Mutter zum Rektor kommen, und der sagt, der vornehme Herr will mich zu sich nehmen als sein Kind, und erziehen und alles lernen lassen, denn ich bin begabt, sagt er, und fleißig und brav und ein Vorbild für die ganze Klasse.

Das erzählt Mutter zu Haus, wir vier stehen um sie herum, es ist wie eine Märchengeschichte Die Mutter weint, die Brüder und die Schwester sehen mich an und rücken schon vor mir ab. Und ich weiß: ich muß alle verlieren; die Mutter liebt mich so, den Jüngsten, und die Brüder beneiden mich und gönnen es mir nicht. Da sage ich: „Nein, ich will nicht. Ich will hier bleiben. Ich traue es mir gar nicht zu, ich mag kein vornehmer Herr werden.“

Der Herr kommt dann zu uns in die Stube. Mutter schämt sich, denn wir haben nur eine Stube, die Küche hat Mutter an drei alte Schwestern vermietet, die einen Obstwagen haben und einen mit Räucherwaren. Er spricht mit mir, aber ich bleibe dabei. Der Rektor redet auch mit mir und Mutter. Ich will nicht und so geht alles weiter, wie es vorher ging. Mutter weint oft in der Nacht. Ich schlafe bei ihr im Bett, die drei anderen auf dem Strohsack. Ach, wie froh bin ich, daß ich bei ihr, daß ich ihr Kind geblieben bin! Wenn sie schläft, wage ich sie zu küssen.

Nun, und dann .... Armut, Hunger. Die Schwester wird schlecht, und ein Bruder kommt in Fürsorge, weil er in der Lehre gestohlen hat. Ich helfe der Mutter beim Zeitungstragen, sie wäscht noch immer, und ich bete nur, sie soll alt, ganz alt werden, damit ich es ihr noch einmal schön machen kann. Ich habe keinen rechten Freund, auch kein Mädchen, ich bin immer traurig. Dann gehe ich zur Eisenbahn und werde Heizer. Und oft, ach, oft denke ich, ich habe mein Leben verdorben, ich habe dem Satansal ins Handwerk gepfuscht, ich hab mich an mir selbst versündigt. Denn Gott gab mir ein Pfund — und ich ließ es verkommen. Hätte ich nicht damals mitgehen und lernen und etwas Richtiges werden sollen? Jetzt bin ich neunzehn Jahre alt, ich werde nie etwas leisten, ich liege in einer fremden Stadt und muß wohl sterben, und die Mutter hat den Schmerz um mich. Ach, wenn sie doch kommen könnte!"

— — — —

Der junge Arzt beugte sich über das Bett.

„Sie ist benachrichtigt", sagte er. „Ich habe ihr telegraphisch das Reisegeld geschickt, sie kann noch heute abend hier sein. Aber nun, mein Lieber, muß ich Ihnen etwas sagen. Ihr Leben war nicht nutzlos, und Sie haben nichts versäumt. Statt ein vornehmer Herr zu werden, sind Sie etwas viel Größeres geworden: ein Held. Statt Titel und Geld zu erraffen, haben Sie Hunderten das Leben gerettet, Sie tapferer Junge! Wollen Sie etwa vergessen, was in der letzten Nacht geschehen ist? Der Führer Ihrer Lokomotive wird plötzlich wahnsinnig, überfährt ein Haltesignal, Sie springen an den Hebel, er stürzt sich auf Sie. Mörderisches Ringen auf der rasenden Lokomotive, er schlägt mit dem Schürhaken auf Sie ein, spaltet Ihnen fast den Schädel, aber Sie dürfen nicht bewußtlos werden, ehe Sie zwei Züge vor Zusammenstoß bewahrt. Sie reißen mit letzter Kraft den Hebel herum. An der tödlichen Weiche bleibt der Zug stehen, der Gegenzug saust in demselben Augenblick hart vorüber. Aber sie haben es erreicht. Hunderte danken Ihnen das Leben. — Und da soll das Ihre vergeblich gewesen sein? Kein Leben ist reicher, keines gesegneter als das Ihre. Haben Sie Schmerzen?"

Ein Lächeln antwortete dem Arzte, ein beglücktes seliges Lächeln, als hätte der Junge Himmelsmusik gehört. Ueber das blasse Gesicht, so schmal zwischen den Verbänden um den zertrümmerten Schädel, ging ein Leuchten, aus unsichtbarer Quelle. Der Arzt neigte sich zu ihm nieder. Aber in Lächeln und Licht war der Tod gekommen . . .

Der Plumpudding

Ein Scherz auf See von A. Winkler.

Der Küstenfahrer „Teutone" bestrich die afrikanische Seite des Mittelländischen Meeres. Aus dem Golf von Tunis kommend, lief er die verschiedenen Häfen an und segelte endlich der Straße von Gibraltar zu bis nach Oran, wo das große Ueberssee-Handelsschiff seines Reeders ankerte. Dort nahm der Kapitän des Ozeandampfers Bericht über die Fahrten des Teutonen entgegen, sah dessen Journal ein, gab neue Befehle und ließ für die Besatzung des Küstenfahrers die reichlich vorhandenen Postsachen an Bord ihres Schiffes bringen. Dann ging die Fahrt des Teutonen wieder zurück auf freies Meer.

Die Besatzung des Teutonen war ein lebendiges, wohlgemutes Völkchen. Während sie bei dem eintönigen Singen ihres Bootsmannsmaats und ihrem gleichmäßig mitgesungenen Kehrreim die schweren Raaen lustig in die Höhe steigen und die großen ausgeholten Segel sich straffen ließ, sichtete der Steward des Schiffes die Postsachen und lieferte sie aus. Zuweist waren es Stunden der Zufriedenheit, die durch solche Episoden in den Herzen dieser heimatfernen Menschen ausgelöst wurden. Auch der Obersteuermann erhielt ein großes Paket. Nur der Kapitän — der Käpten, wie sie ihn kurz nannten — ging leer aus. Das machte ihn sehr mißmutig, denn er hatte unbedingt einen Gruß aus der Heimat, ein Gedenken von seinen Lieben daheim erwartet, da morgen sein Geburtstag war und er zum andern doch gar zu gern erfahren hätte, wie es seiner jungen hübschen Frau ging, die vor Monaten eines Beinleidens wegen nach Deutschland heimreisen mußte.

Der Obersteuermann, der von jeher Freud und Leid mit seinem „Käpten" geteilt hatte, sah mit seinen schwarzen, blitzenden Augen an diesem Tage sehr oft verschmitzt zu diesem hinüber. Er verbarg ja nur ein Geheimnis vor ihm, das er bis morgen abend zur Feier seines Geburtstages wahren mußte. Dem Kapitän jedoch fiel das verschmitzte Aussehen seines alten Freundes bald auf, und er ärgerte sich darüber. Auch daß der Obersteuermann ein Paket erhalten hatte, ohne ihm dies zu berichten, ärgerte den Kapitän. Bei Gelegenheit schrie er ihn dafür barsch an:

„Potz Mars- und Bramsegel, Mensch, bildet Er sich ein, mir über den Kopf gewachsen zu sein, daß Er so erhaben tut?"

„Bin ich auch", versetzte der Obersteuermann in aller Ruhe. „Müßt Euch schon vorläufig damit zufrieden geben." Er schob die kurze Pfeife aus einem Mundwinkel in den andern und wandte sich gemächlich der Reeling zu, einem Schoner nachzuschauen, der gerade zur rechten Zeit an ihrem Schiffe vorbeifuhr. Da warf sich der Kapitän tief verärgert in seinen Dienst, der bald allen Kummer und Verdruß bannte. Die örtlichen Verhältnisse, die Riffe und Untiefen, die den Küstenfahrern an der algerischen Küste in ihrer Zerrissenheit und wilden Brandung immer schwere Sorgen bereiteten, beanspruchten seine ganze Aufmerksamkeit und brachten ihm dadurch seine innere Ruhe zurück.

Als am Abend desselben Tages der Obersteuermann sich eben anschickte, seinen Nachtdienst anzutreten, prallte er an der Kabinentür mit der breiten Gestalt des Schiffskoches hart zusammen. Der Koch war sehr aufgeregt; sein Gesicht sah dunkelrot aus.

„Obersteuermann", rief er mit heiserer Stimme, „der Plumpudding! Helft mir, oder ich kann für den Geburtstagstisch des Käpten keinen Plumpudding schaffen".

„Hoho", begehrte der Obersteuermann auf. „Wollt Ihr unsern Käpten unglücklich machen? Woran fehlt es denn?" „Am Beutel zum Kochen", war die verzweifelte Antwort. — „Mensch!" schrie ihn da der Obersteuermann laut an, „schafft ihn, und wenn Ihr dazu die ganze mittelländische Pfütze bis zum ersten besten englischen Schiffe durchwaten müßtet!" — „Donnerkiel noch mal!" fuhr nun auch der sonst so friedliebende Küchenchef auf. „An mir liegt's doch nicht. Der Teig ist fertig bis zum Kochen. Schafft mir den Beutel, mehr braucht's nicht." — „Habt gut reden!" knurrte der Steuermann und stand ratlos. Plötzlich aber ging ein Blitzen durch seine dunklen Augen. „Kommt mit!" sagte er kurz und schob den dicken Koch hinüber in die Kabine der Frau Kapitän. Dort zog er unter der Koje eine Truhe voll Wäsche hervor, kramte respektlos darin herum, zog aus dem Chaos endlich einen langen feinen Seidenstrumpf heraus und drückte ihn mit kräftigem Drucke dem Koch in die Hände. „Da — das geht!" behauptete er und verschwand lachend nach oben.

Der Koch besah schmunzelnd das Gewebe, dehnte und prüfte es und brummte dann vor sich hin: „Platzt es nicht, dann gibt's ein Gaudi!" Mit strahlendem Gesicht eilte er in sein heißes Revier zurück, brühte das Gewebe, füllte den Pudding-Teig hinein, beklatschte und knetete den sich sonderbar blähenden Beutel und brachte ihn lachend in einem geeigneten Kessel zum Kochen.

Bei der Ablösung am andern Abend trennte sich die Mannschaft nach den üblichen acht Glasen mit vielen Scherzworten und dem Versprechen der dienstfreien Leute, auch der Wache ihren Teil von der Geburtstagsfeier des Käpten zukommen zu lassen. Der Kapitän weilte unterdes auf der Kommandobrücke und sah verloren in die unendliche Weite des sternenbesäten Himmels. Da schob sich plötzlich die schwere Gestalt des Kochs aus dem Fallreep empor, der in dienstlicher Haltung meldete, daß der Geburtstagstisch für den Herrn Kapitän bereitet sei. Dann verschwand er wieder.

„Wozu denn einen Geburtstagstisch?" dachte der Kapitän unmutig, stieg aber doch langsam in seine Kabine hinab, wo ihn der Obersteuermann feierlichst in Empfang nahm. Die Kabine war hell erleuchtet. Auf Palmenwedeln brannten zahlreiche kleine Wachslichter. Hinter den Wedeln schmückte ein breites Fahnentuch die Wand. Der Kapitän blickte erstaunt um sich und sah den festlich geschmückten Tisch. Da ging plötzlich ein Ruck durch seine kräftigen Glieder, ein jäher Schreck schien ihn zu lähmen. Sein Gesicht wurde bleich, und seine Augen starrten entsetzt auf die ungeheuerliche Form in der Mitte des Tisches. Der unvermittelte Gedanke an das kranke Bein seiner jungen Frau erschreckte ihn. Er wollte aufschreien. Schon stiegen ihm die Worte würgend in die Kehle. Da stutzte er. Er betupfte resolut die vor ihm liegende Masse mit dem Zeigefinger und — brach in ein schallendes Gelächter aus. Sein Obersteuermann stimmte herzhaft ein. Gleich darauf löste dieser das Fahnentuch an der Kabinenwand. Das große Bild der Frau Kapitän, die in ihren Armen ein winziges Menschenkindlein hielt und lieb zu dem Gatten hernieder schaute, enthüllte sich vor den erstaunten Blicken des überraschten Geburtstagskindes. Ueber dem Bilde aber prangten, auf weiße Seide gemalt, die Worte der glücklichen Mutter: „Ich melde meinem lieben Manne auf fernem Meere die Geburt seines ersten Jungen." — Jubelnd begrüßte der Kapitän diese Freudenbotschaft. Bald darauf feierte er mit der Mannschaft seines Schiffes die frohe Kunde, und alle tranken ihren Punsch auf das Wohl des kleinen Seemannssprossen drüben im deutschen Vaterlande.

Die Glocke von Jamada

Ein japanisches Märchen von Ernst Herbert Petri.

Voll und dröhnend schwangen die Töne der Glocke über die leichten Häuser von Jamada. „Sakatsa", sang die eherne Stimme, „Sakatsa, katsa, katsa . . . ." klang sie aus.

Unten im Tempel kniete Josano, der junge Priester, vor dem Bilde Buddhas: „Verzeih', Du Weiser, verzeih' Deinem Knecht, der den Schwur gebrochen hat, den er Dir leistete! Sakatsa hat mein Herz gewonnen. „Sakatsa!", singt die Glocke, — „Sakatsa!" flüstert der Wind, — „Sakatsa!" raunen die Wellen am Strand, Sakatsa zieht mich zu sich, sie, die schönste unter den Kirschblüten von Jamada!"

Josano sprang auf und lief hinüber in sein Haus. Da warf er das Priestergewand von den Schultern und kleidete sich in den seidenen Kimono des Samurai. Er stieg hinunter zu Sakatsa, die stärker war als Buddha.

Er trat in das große Haus, das Ruytaro gehörte, das Sakatsa mit ihrer hellen Stimme belebte, das ihr willenlos zu Füßen lag. Sie war die Herrin dort, und doch lebte sie nur für ihn, für Josano. Sie empfing ihn mit dem süßen Lächeln ihres Kirschenmundes, und ihre dunklen Pupillen leuchteten in den weißen Mandeln unter den feinen Seidenwimpern. Den Kopf hielt sie leicht gesenkt, wie unter der Last der schweren schwarzen Haare, die sich künstlich über dem Scheitel türmten, und verneigte sich vor Josano, ihrem Auserwählten. Dann bereitete sie ihm mit ihren weißen, schmalen Händen den Tee, der so bitter war und doch berauschte, der hinweg führte über die Hemmnisse des Daseins und alles vergessen ließ außer Sakatsa; alle Mühe, alle Sorgen des Lebens, Priesterpflicht und Buddha schwanden, und nur sie war für ihn da, Sakatsa, die ihn liebte.

Da brach das Verhängnis über die Liebenden herein. Denn Sadako, die einst die Königin im Hause Ruytaros gewesen war und Sakatsa um der Gunst des Herrn willen haßte, trat in den Tempel Buddhas, ihre Kupfermünzen zu opfern. Da erkannte sie im jungen Priester, dem die Sorge für die Glocke oblag, Josano, den Samurai. Frohlockend verriet sie Ruytaro ihre Entdeckung.

Wieder trug am Abend die Glocke ihr „Sakatsa, Sakatsa" als Botschaft des Liebenden hinüber zur schönsten Kirschblüte von Jamada, und wieder begehrte der verkleidete Josano Einlaß in Ruytaros Haus. Da öffnete der Herr selbst die leichte Tür: „Beim... nicht mein Haus, Josano! Du gabst vor, ein edler Samurai zu sein, doch Du bist ein Priester des Buddha, und es geziemt Dir nicht, meine Schwelle zu überschreiten!"

Da flehte Josano, Abschied nehmen zu dürfen von Sakatsa, und Ruytaro gewährte ihm die Bitte. Der Priester trat zu Sakatsa, und sie flüsterten zusammen. „Verzage nicht, Sakatsa!" raunte der Jüngling. „Morgen, wenn die Glocke gesungen hat, eile nach der Hohen Brücke über den Sumida. Dort erwarte ich Dich, und wir wollen zusammen hinüber fliehen nach Tokaido, wo uns niemand kennt, und nur uns leben, uns allein!" — Sakatsas dunkle Augen leuchteten, als Josana das Haus verließ.

Doch Sakado, die Feindin, hatte hinter den dünnen Papierwänden des Zimmers gelauscht und den Plan der Liebenden vernommen. Sie verriet ihn Ruytaro, und der Herr beschloß, den Priester, der ihm die Königin seines Hauses rauben wollte, zu töten.

Josano rüstete zur Flucht. Dann trat er hinüber in den Tempel und ließ die Glocke klingen. „Sakatsa!" sang sie, „Sakatsa!" jubelte sie, „Sakatsa" —

Da trafen den Jüngling die Dolche der gedungenen Mörder, und die Glocke verstummte.

Dem Toten fesselten die Verbrecher die starren Glieder; dann ließen sie die Glocke herunter, die Ruytaro hatte, weil sie die Botin der Liebenden war, und schafften sie mit der Leiche zur Brücke, die sich in hohem Bogen über den Sumida schwang. Dort warfen sie beide aneinander gefesselt in die Flut. „Fliehe jetzt, Josano! Singe jetzt, Glocke!" höhnten sie und zogen nach Jamada zurück, den Lohn des Mordes im Reiswein zu verprassen.

Als die Glocke zum letzten Mal von Josanas Hand bewegt verklungen war, schlich Sakatsa zur Tür des Zimmers. Da trat ihr Ruytaro entgegen. „Wohin willst Du, Sakatsa Du schönste unter meinen Blumen? Willst Du Josano, den Priester im Samuraikleide sehen, mit ihm flüchten? Bleib hier, denn er liegt unter der Hohen Brücke im Sumida, und die Glocke versank mit ihm. Er hat sein Stelldichein gehalten, doch was nützt dem Toten das lebende Weib!"

Wortlos senkte Sakatsa das Haupt und gehorchte dem Befehl des Herrn. Doch als Ruytaro schlafend auf dem Boden lag und von ihr träumte, stieß sie ihm den Dolch ins Herz.

Dann floh sie in die Nacht hinaus auf die Hohe Brücke über den Sumida. Der Mond glänzte silbern in den klaren Fluten; sein mildes Licht huschte von kleinen Wellen bewegt über die versunkene Glocke, das Wasser schlug leise an ihren blanken Leib und strich liebkosend durch die schwarzen Haare Josanos. „Sakasa!" sang die Glocke, „Sakatsa!" — „Ich komme, Liebster, ich komme!" Die Flut schloß sich über Sakatsa . . .

Dreihundert Jahre liegen Sakatsa und Josano und die Botin ihrer Liebe auf dem Grund des Sumida; doch des Priesters Sünde an Buddha war mit seinem Tode noch nicht gesühnt. Achtzigtausendmal muß seine Seele wandern, bis sie frei von Schuld ist. Dann werden die Liebenden im Paradiese vereint sein.

„Sakatsa!" wird die Glocke singen: „Sakatsa!" wird sie jauchzen und zerspringen. Ihr Botendienst ist dann erfüllt.

Das Herz

Karnevalsskizze von Hans Waldau.

Vieles Ernste und Glückliche, das sich in unsere Seele eingegraben hat, wird vergessen und erdrückt. Die Erlebnisse anderer Menschen bleiben in uns haften. —

Als ich auf einem Faschingsballe Ruth Alsen, die Frau eines bekannten Nervenspezialisten aus M . . . wiedersah, erinnerte ich mich an alles, was ich flüchtig einmal gesehen oder gehört hatte: Das vornehme Heim in München mit der freundlichen, etwas in sich gekehrten Frau und dem nüchternen Manne mit der Despotenstirn — Gerüchte von einer heißen Liebe zu einem Bildhauer vor der Ehe — später eine mühselig errungene Scheidung — wenig Glück in langen Jahren —

Und ich wundere mich, gerade diese Frau in so lustiger Gesellschaft zu finden, schön und verführerisch, wie man sie nie gesehen hatte. Sie erkannte mich wieder, wir tanzten zusammen, verabredeten uns für den nächsten Ball am anderen Abend — und da hatte ich schon keine Gedanken mehr für die übermütigen Mädchen, die sich in meinen Arm hakten oder flüchtig an den Tisch setzten; ich fühlte, daß ich langsam mein Herz an Ruth Alsen verlor — gewiß, zwischen der aus Wein, Tanz und Lärm geweckten traumhaften Stimmung tauchten manchmal nüchterne Gedanken auf, an Konflikte, Verantwortungen — aber wenn wir wieder die Gläser anstießen, waren die Gedanken weit weg —

Einmal fragte sie, erregt noch vom Tanz: „Wie gefällt es Ihnen?"

Da sagte ich: „Die zehn Minuten Weges, die ich Sie von hier nach Hause begleiten darf, werden für mich die schönsten sein. Weil ich eifersüchtig auf die anderen bin — weil ich Sie liebe, Ruth . . ."

Ich erschrak vor der plötzlichen Veränderung in ihrem Gesicht. Ganz heiser war ihre Stimme: „Sprechen Sie nicht so! Nicht im Fasching! Wo ist denn unser Herz?"

„Wie können wir lachen und fröhlich sein, wenn unser Herz nicht dabei ist?"

Sie sah mich ungewiß an. Ihren Gedanken schien es schwer zu werden, eine Brücke aus der bunten Maskenwelt zurück in eine andere, ernstere Wirklichkeit zu finden. Aber — mochte sie Vertrauen zu mir haben oder eine plötzliche Erkenntnis der Scheinwelt die Müdigkeit sie überfallen — mit einer nervösen Handbewegung hieß sie mich sitzen, trank ihr Glas leer und sprach leise mit veränderter Stimme:

„Es wird heute viel von Liebe gesprochen und am Aschermittwoch vergessen. Und wenn wir von hier auffstehen, soll der Eine vergessen, was der Andere gesagt hat. Ich bitte Sie darum.

Nein, man muß im Fasching sein Herz zu Hause lassen. Alles, was wir hier erleben, darf nicht mehr als ein leichter Flittermantel sein, den wir wieder ablegen können, wenn wir uns genug gefreut haben. Ist es nicht der Sinn des Karnevals, einmal sich verhüllen und ein anderer Mensch sein zu dürfen? Ich weiß, Sie wundern sich über mich. Ich bin anders, als Sie mich kennen, aber nur jetzt, weil ich eine Maske trage — vergessen Sie das nicht — und weil etwas immer in uns lockt, Anderen, die ebenso sorglos wie Sie mit ihrem Herzen umgehen, wehe zu tun. Sie sehen, ich bin ehrlich — trotz des Faschings. —

Sie kannten ja meinen Freund, den Lorenz. Und Sie haben vielleicht auch gehört und gespürt, daß nur Entmutigung und kindliche Sehnsucht nach Wohlleben mich in die Ehe mit Alsen lockte. Aber die Menschen mit dem billigen Trost, daß die Liebe in der Ehe kommt, wenn man sie nicht mit hineinbrachte, haben unrecht. Es war ein ruhiges, ermüdendes, höfliches und fremdes Leben nebeneinander, darum vielleicht besonders, weil Alsen von meiner Liebe zu Lorenz und meinem Kampf um das Vergessen wußte. Das anfangs Undenkbare wurde zur Gewohnheit . . .

Einmal auf einem Maskenfest sahen wir Lorenz, der vorübergehend in unserer Stadt war. Ich hatte schon viel mit Lorenz getanzt und gesprochen, die Gegenwart war uns schon versunken und alle goldene Vergangenheit lebendig geworden, als auch Alsen ihn erkannte. Er begrüßte ihn wie einen alten Freund, lud ihn an unseren Tisch, war aufgeräumt und schien alle eifersüchtelnden Gedanken vergessen zu haben. Gegen zehn Uhr entschuldigte er sich — er müsse gehen, denn er habe früh am anderen Tage eine Konferenz, Lorenz werde mich schon unterhalten und gut nach Hause bringen — und ging.

Muß ich Ihnen erst sagen, daß dann dieser Faschingsabend die Wiedergeburt alles einst genossenen Glückes wurde?"

„Aber da war doch das Herz dabei", rief ich etwas fassungslos dazwischen. „Und Alsen — wie konnte er — war es Leichtsinn oder Großmut —"

„Es war Haß! Er wußte, wie fest Lorenz und ich aneinandergeschmiedet waren und wie schwer es uns geworden war, uns zu trennen. Und diese ganze Zeit des Leidens wollte er uns wiedererleben lassen, durch ein neues Sichfinden, dem eine neue Trennung folgen mußte! Und es ist ihm gelungen.

Lustig muß man sein, mein Freund, im Fasching. Aber man darf von den Menschen, mit denen man lacht, nichts wissen, und darf kein Herz haben und darf keine Liebe verlangen. —"

War nicht etwas wie Aschermittwochsweh in der Musik? Verwirrt und wohl heimlich ein wenig dankbar, mit der Maske auch alle törichten und überstürzten Gedanken ablegen, aus dem Fest in das alte Leben unbeschwert zurückkehren zu können, küßte ich der schönen, blassen Frau die Hand, — der Frau, die jetzt inmitten der ungesättigt Lebenstollen müde den Kopf senkte und weinte.

Der Steiger

Skizze von Herbert Grote.

Wo die Fahrstraße in steilen Windungen zum Paß hinauf führte, lag in halber Höhe ein Bergwerk. Es war keiner der modernen Riesenschächte, die täglich Tausende von Tonnen Kohle fördern, sondern ein altes Werk, dessen niedere Stollen wagerecht in den Berg hinein liefen, sich verzweigten und wieder vereinigten, ein Labyrinth enger, feuchter Gänge. Tief im Innern lag ein alter, halb eingestürzter Schacht von einem verrosteten Eisengitter umfriedigt und mit lehmigem Wasser angefüllt, das die Tonschichten des Berges nie versickern ließen.

Draußen am Hang, tief unterhalb des Stolleneingangs, kauerte das Steigerhaus unter schwarzblauen Föhren. Ernst und schweigsam wie sein Heim und wie die dunklen Gänge des Bergwerks war auch der Steiger Römling. Die Bergleute haßten ihn beinahe, denn er trieb sie unfreundlich zur Arbeit und gönnte ihnen selten ein gutes Wort.

Da wunderten sich die Leute, als der Steiger eine junge Frau heimführte. Sie war die Tochter eines ehemals reichen Bauern, dem ein Brand Vermögen und Leben geraubt hatte. Acht Tage nach dem Unglück holte er das heimatlose Mädchen. Niemand begriff Römling, und der Schritt des jungen Mädchens erschien nur aus der Not heraus erklärlich.

Ein Jahr lebten die beiden zusammen im düsteren Steigerhaus. Das Unglück des Vaters, die Einsamkeit und der wortkarge Mann machten aus dem einst frohen Mädchen ein ernstes, verschlossenes Weib. Römling liebte seine Frau, aber er begriff nicht, daß sie sich nach einem freundlichen Wort sehnte.

Da kehrte einst Hans Heller, ein Jugendfreund des Steigers, zu Besuch ein. Er brachte Sonnenschein ins dunkle Haus unter den Föhren und erkannte bald die Not der jungen Frau. Sie tat ihm unendlich leid, und er wollte ihr helfen.

So führte Hans Heller den Freund auf den Kamm des Berges hinauf, der warm im frohen Sonnenlichte lag und in die große blaue Weite hinausblickte. „Römling", sagte er und faßte des Steigers Schulter, „nimm es als meine gute Absicht und brause nicht auf. Deine Frau sehnt sich nach Licht und Güte. Laß sie nicht immer allein dort unten im düsteren Haus, ohne Gesellschaft, ohne verständnisvolle Aussprache! Gönne ihr ein gutes Wort!"

Die Mahnung verklang im Winde, und nur ein fressender Argwohn blieb im Herzen Römlings zurück: „Was hat sich der Freund um mein Weib zu kümmern?" Der Gedanke quälte ihn und ließ ihn hinter jedem Blick, hinter jedem Wort, das seine Frau und Hans Heller wechselten, ein heimliches Einverständnis wittern. Er wünschte sich einen Vertrauten, der wie ein Spion um die beiden schleichen könnte, und willig bot sich ihm Babette, die alte Haushälterin, die sich durch die junge Frau aus ihrem Reich verdrängt fühlte, zum Späherdienst an.

Hans Hellers Urlaub ging seinem Ende zu. Er hatte Fröhlichkeit ins Steigerhaus gebracht, und die bleichen Wangen der Frau hatten sich gerötet; der nie gehörte Klang ihres Lachens flog durch die dunklen Stuben. Verdrossener als je tat Römling seinen Dienst.

Da kam eines Tages, als sich die Bergleute in den Stollen zum Feierabend rüsteten, die alte Babette den steilen Weg vom Haus hercufgekeucht und polterte in Römlings Dienstzimmer: „Herr, Herr, er liegt in der Stube vor ihr auf den Knien, und sie streicht ihm zärtlich durch die Haare!"

Der Steiger stürmte den Weg hinunter. Halb irrsinnig vor Wut, riß er die Flurtür auf. Seine Frau trat ihm entgegen. Ihr Gesicht war bleich, und die Augen schienen von Tränen gerötet. „Dirne!" schrie er sie an, „dort ist die Tür! Hinaus aus meinem Hause!" Verständnislos starrte sie ihm ins Gesicht. Er wies zur Pforte: „Hinaus!" Da senkte sie den Kopf und ging wortlos an ihm vorbei. Die Türe schlug hinter ihr ins Schloß. Dem harten Mann zitterten die Knie, und die Erregung würgte ihm im Halse. Er sank auf einen Stuhl und stützte den heißen Kopf in die Hände.

Lange verweilte er in grübelndem Starren. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter; Hans Heller stand vor ihm: „Römling, ist es wahr, was die Babette erzählt? Du hast Deine Frau aus dem Hause gejagt?" Haßerfüllt sah ihn der Steiger an. „Ja, es ist wahr, und Du weißt am besten warum!" Höhnisch wies er auf die Tür zur Stube. — Da verstand ihn Hans Heller: „Du Narr", schrie er ihm ins Gesicht, „Du weißt nicht, was Du getan hast! Wie einen Hund hast Du die Frau verjagt und bist ihrer nicht würdig! Ich allein trage die Schuld an dem, was dort geschah. Ich sah sie leiden; Du hattest keinen Blick, kein gutes Wort für sie. Da hatte ich Erbarmen mit ihr, und aus Mitleid wurde Begehren. Ich wollte sie Dir nehmen und ihr das Glück bieten, das Du ihr nicht geben wolltest. Ich habe dort auf den Knien vor ihr gelegen und sie gebeten, mit mir zu gehen. Sie hat mir mit Tränen gedankt doch sie könnte mir nicht folgen, denn sie liebe nur Dich, wenn sie auch zu stolz sei, es Dir zu sagen. Hörst Du, Du Narr, nur Dich liebt sie, und Du treibst sie aus dem Hause!" Wütend schüttelte Hans Heller den Steiger mit beiden Fäusten.

Da sah er endlich das Verständnis in Römlings Augen aufblitzen. Der Steiger stürzte aus dem Hause und lief zur Fahrstraße hinüber auf der die letzten Bergleute dem Dorfe zustrebten. Er hielt sie an: „Habt Ihr meine Frau gesehen?" Verwundert blickten die Männer den Erregten an. „Ja", antwortete einer, „oben am Haldenfuß begegnete sie mir. Sie ging nach dem Stollen."